

Zeitschrift: Berner Schulblatt
Herausgeber: Bernischer Lehrerverein
Band: 77 (1944-1945)
Heft: 22

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Berner Schulblatt

L'Ecole Bernoise

Erscheint jeden Samstag
Paraît chaque samedi

Korrespondenzblatt des Bernischen Lehrervereins mit Monatsbeilage „Schulpraxis“
Organe de la Société des Instituteurs bernois avec Supplément mensuel „Bulletin Pédagogique“

Redaktor: P. Fink, Lehrer an der Uebungsschule Oberseminar, Bern, Brückfeldstrasse 15. Telefon 3 67 38.

Redaktor der «Schulpraxis»: Dr. F. Kilchenmann, Seminarlehrer, Wabern bei Bern. Telefon 5 27 72.

Abonnementspreis per Jahr: Für Nichtmitglieder Fr. 12.—, halbjährlich Fr. 6.—, bei der Post abonniert je 25 Cts. mehr.

Insertionspreis: Die viergespaltene Millimeterzeile 14 Cts. Die zweigespaltene Reklame-Millimeterzeile 40 Cts.

Annoncen-Regie: Orell Füssli-Annoncen, Bahnhofplatz 1, Bern. Telefon 2 21 91. Filialen in Zürich, Aarau, Basel, Davos, Langenthal, Liestal, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Willisau, Lausanne, Genf, Martigny.



Rédaction pour la partie française: Dr René Baumgartner, Professeur à l'Ecole normale, chemin des Adelles 22, Delémont. Téléphone 2 17 85.

Rédacteur du Bulletin Pédagogique: V. Rieder, Ecole secondaire des filles, Delémont. Téléphone 2 13 32.

Prix de l'abonnement par an: Pour les non-sociétaires fr. 12.—, 6 mois fr. 6.—, abonnés à la poste 25 cts. en plus.

annonces: 14 cts. le millimètre, Réclames 40 cts. le millimètre.

Régie des annonces: Orell Füssli-Annonces, place de la gare 1, Berne. Téléphone 2 21 91. Succursales à Zurich, Aarau, Bâle, Davos, Langenthal, Liestal, St-Gall, Schaffhouse, Soleure, Willisau, Lausanne, Genève, Martigny.

Ständiges Sekretariat des Bernischen Lehrervereins: Bern Bahnhofplatz 1, 5. Stock. Telefon 2 34 16. Postcheckkonto III 107
Secrétariat permanent de la Société des Instituteurs bernois: Berne, place de la gare 1, 5^e étage. Tél. 2 34 16. Compte de chèques III 107

Inhalt: St. Jakob an der Birs und der Alte Zürichkrieg. — Redaktioneller Hinweis. — Bernischer Gymnasiallehrerverein. — Mitteilung des Sekretariats. Communication du Secrétariat.

Soeben erschienen:

BASTBUCH

ein reich illustriertes Anleitungsbuch für Arbeiten mit dem Kunstbast EICHE. Preis Fr. 2.— Kennen Sie den **Kunstbast «EICHE»?** Er ist erhältlich in Strängli zu 31 Meter in 25 leuchtenden, fein abgestuften Farbtönen.

Preis: per 1 Strängli Fr. — 50
per 10 Strängli Fr. 4.50

Modelle in Karton für Bastarbeiten. Verlangen Sie Musterkollektion und Preisliste!

Ernst Ingold & Co., Herzogenbuchsee
Spezialhaus für Schulbedarf

Sammett Mutterkorn! (Roggenbrand, Wolfszähne)
Wir zahlen für getrocknetes, erlesenes Mutterkorn, Schweizer Ernte 1944, franko hier, Fr. 15.— bis 16.— per kg netto. Barzahlung. Künstlich gezüchtetes kaufen wir nicht.

Keller & Co., Chemische und Seifenfabrik, Konolfingen

Rudolf Scheurer, Minusio

alt Sekundarlehrer, zur Zeit in Bern, Tel. 2 29 10, stellt neue

Tessiner Aquarelle

237

aus, vom 26. August bis 9. September 1944, im Schaufenster und Laden der Kunsthändl. F. Christen, Amthausgasse 7, Bern

Schaffhausen Hospiz-Hotel Kronenhalle

100

Schöne Zimmer, Säle für Schulen und Vereine, Essen und Logis für Schulen zu mässigen Preisen. Auskunft erteilt die Verwaltung. Telefon 5 42 80.



217 Dr. Emanuel Rigggenbach
Vererbung und Schicksal
Preis Fr. 2.—. Bei der Berufs- und Gattenwahl, in Gesundheits- und Erziehungsfragen, spielt die Vererbung eine schicksalhafte Rolle. Man sollte sich die Hinweise dieser Schrift zunutze machen.

Prof. H. Hanselmann und Dr. L. Paneth
Hygiene des Liebeslebens
Neuerscheinung Fr. 3.—. Schon mit der Frage: Wer passt zum Wem? beginnt die Gesundheitspflege in den Beziehungen der Geschlechter. Die prominenten Verfasser dieser Schrift erfüllen das Verlangen nach verlässlichen Kenntnissen über das, was im Bannkreis des Liebeslebens und seiner Gesunderhaltung liegt.

Gebr. Rigggenbach Verlag, Basel

Kurhaus Restaurant Twannberg

der ideale Ausflugsort

empfiehlt sich für Schulen und Vereine.

Inhaber: Js. Allgäuer, Küchenchef.

229

Bernischer Zentralkurs für Süßmostherstellung

Freitag und Samstag den 1. und 2. September 1944 auf der Landwirtschaftlichen Schule Rütti-Zollikofen bei Bern.

Das Kursprogramm versendet und Anmeldungen nimmt entgegen:
Ernst Lüthi, Lehrer, und Kantonale Süßmostberatungsstelle Rohrbach b. Huttwil.

228

Vereinsanzeigen

Offizieller Teil

Sektion Aarberg des BLV. Ich ersuche die Mitglieder, bis zum 31. August die Beiträge für die Stellvertretungskasse auf unser Postcheckkonto III 108 einzuzahlen. Beitrag für Lehrerinnen Fr. 11, für Lehrer Fr. 5. 50. *R. Tschannen, Kassier.*

Sektion Herzogenbuchsee-Seeberg des BLV. Die Lehrerschaft wird ersucht, bis 8. September folgende Beiträge auf Postcheckkonto IIIa 738 einzuzahlen: Lehrer Fr. 8. 50 (Stellvertretungskasse und Sektionsbeitrag), Lehrerinnen Fr. 14 (Stellvertretungskasse und Sektionsbeitrag), Sektionsbeitrag der Sekundarlehrer Fr. 3. —.

Sektion Thun des BLV. Die Primarlehrerschaft wird ersucht, bis spätestens 9. September folgende Beiträge auf Postcheckkonto III 3405 Sektion Thun BLV einzuzahlen: 1. Beitrag für die Stellvertretungskasse Fr. 5. 50 für Primarlehrer und Fr. 11. — für Primarlehrerinnen. 2. Beitrag für das Heimatkundewerk Fr. 5. — (laut Beschluss der Hauptversammlung vom 25. Mai 1944). Sekundarlehrer(innen) zahlen nur den Beitrag für das Heimatkundewerk.

Sektion Niedersimmental des BLV. Die Mitglieder sind gebeten, bis 10. September folgende Beiträge auf Postcheckkonto III 4520 einzuzahlen: Primarschule: Stellvertretungskasse für Lehrer Fr. 5. 50, Lehrerinnen Fr. 11. —. Sekundarschule: Sektionsbeitrag pro 1944 Fr. 3. —. Der Kassier: *Edgar Karlen, Sekundarlehrer, Wimmis.*

Sektion Nidau des BLV. Die Primarlehrerschaft wird ersucht, bis 10. September folgende Beiträge an Postcheckkonto IVa 859 einzuzahlen:

Lehrer:	Lehrerinnen:	
Stellvertretungskasse	Fr. 5. 50	Fr. 11. —
Sektionsbeitrag	» 2. —	» 2. —
Total	Fr. 7. 50	Fr. 13. —

Nach dem 10. September erfolgt Nachnahme mit Fr. 1. — Busse.

Nichtoffizieller Teil

Volkshochschule Bern. Sommerprogramm 1944. I. Vorlesungen: 1. Un théâtre unique au monde: Le théâtre d'Alfred de Musset. 2. The Short Stories of Katherine Mansfield. — II. Praktische Kurse: 3. Mathematikkurs (4. Teil). 4. Pilzkurs

Oberländisches Erziehungsheim „Sunneschyn“

Steffisburg

Infolge Rücktrittes aus Gesundheitsgründen wird hiermit die Stelle des

Vorstehers

zur Neubesetzung ausgeschrieben. Erfordernisse: guter Leumund und bernisches Primarlehrerpatent. Spezialstudien und Erfahrungen auf dem Gebiet der Heilpädagogik und Schwachbegabtenfürsorge erwünscht. Der Leitung des Vorstehers untersteht auch der landwirtschaftliche Betrieb. — Besoldung wie ein bernischer Primarlehrer (freie Station). — Die Direktion behält sich vor, die Stelle auf dem Berufsweg zu besetzen. Amtsantritt sobald als möglich, nach Uebereinkunft.

Schriftliche Anmeldungen mit Beilage von Zeugnisabschriften und allfälligen Spezialstudienausweisen sind bis und mit 31. August 1944 an den Präsidenten der Direktion zu richten: Dr. med. Ziegler, Bälliz, Thun.

Schwaller
MÖBEL Möbelfabrik Worb
E. Schwaller AG., Tel. 72356

für alle Ansprüche
in jeder Preislage
in solider Handwerksarbeit

für Anfänger. 5. Pilzkurs für Vorgerücktere. 6. Aquarellieren. 7. Volkstanzkurs.

Interessenten erhalten jede weitere Auskunft durch das Sekretariat der Volkshochschule Bern: Büro Laupenstrasse 2, II. Stock. Bürozeit Montag-Freitag 17-18.45 Uhr. Telefon 2 03 96. Ausser Bürozeit Telefon 5 08 37.

Bernische Vereinigung für Handarbeit und Schulreform. Kurs für Handarbeit in einfachen ländlichen Verhältnissen in Mühlthurnen vom 18.-30. September. Leiter: Herr Chr. Rubi, Bern. Weitere Anmeldungen sind bis am 9. September zu richten an Hans Fink, Oberlehrer, Tillierstrasse 52.

Sektion Fraubrunnen des Schweizerischen Lehrerinnenvereins. Schulbesuch in der Spezialklasse von Frl. von Goltz, Bern. Besammlung Donnerstag den 31. August, 13.50 Uhr, am Bahnhof der Solothurn-Bern-Bahn.

Evangelischer Schulverein Oberaargau. Freundliche Einladung zu einem Singnachmittag: Donnerstag den 31. August, 14 Uhr, im «Kreuz» in Herzogenbuchsee. Wir singen aus dem Probeband unter Leitung von Herrn H. Mezener, Sekundarlehrer. Mitglieder und Freunde sind herzlich willkommen! «Lobet den Herren alle, die ihn ehren, lasst uns mit Freuden seinem Namen singen!»

Lehrergesangverein Frutigen-Niedersimmental. Wiederbeginn der Uebungen Mittwoch den 30. August, 16.15 Uhr, im Hotel Des Alpes in Spiez.

Lehrergesangverein Bern. Probe Samstag den 26. August, 16 Uhr, Berlioz, Gesamchor, Zeughausgasse 39.

Lehrergesangverein Oberaargau. Probe jeden Dienstag, 17.30 Uhr, im Uebungssaal des Theaters in Langenthal.

Lehrergesangverein Thun. Probe Donnerstag den 31. August, 17 Uhr, in der Seminar-Aula.

Lehrergesangverein Burgdorf und Umgebung. Probe Donnerstag den 31. August, punkt 17.15 Uhr, im Singsaal des alten Gymnasiums Burgdorf.

Staatliches Knaben-Erziehungsheim Aarwangen

Stellenausschreibung

Die Stelle eines Lehrers wird zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Antritt sofort.

Bewerber wollen sich bis zum 9. September 1944 bei der unterzeichneten Direktion schriftlich anmelden.

Bern, den 19. August 1944.

236 **Direktion des Armenwesens des Kantons Bern**

KURSE im Sept. und Okt. beginnen Vor- und Diplom-
kurse: Handel, Verwaltg., Verkehr, Sekretariat, Arzthilfinnen. — Vorbereitung, Laborantinnen- und Hau-beaminnenschulen, Technikum, Meisterprüfung. — Stellenvermittlung. Gratisprospekt Wallgasse 4 Tel. 307 66
Neue Handelsschule Bern



Leubringen Hotel de la Gare

Drahtseilbahn ab Biel. Prachtvolles Panorama. Säle, Terrassen. Prima Küche und Keller. Empfiehlt sich Schulen, Vereinen und Feriengästen bestens. **Fritz Kellerhals**, Eigentümer. Tel. 245 42.

120
PPP Radio ist zuverlässig
BERN-TELEFON 2.15.34
153



St. Jakob an der Birs

und der Alte Zürichkrieg

Das Interesse der Schwyzer und der Zürcher an einer Erweiterung ihrer Gebiete

Das Ereignis von St. Jakob an der Birs, dessen fünfhundertjährigen Gedenktag wir heute feiern, war, wie jedermann weiss, eine Folge des Alten Zürichkrieges. Wer die Tragik dieses Bruderkrieges ganz erfassen wollte, der müsste sich die lange gemeinsame Geschichte der Zürcher und ihrer Bundesgenossen vergegenwärtigen. Wie manchen heissen Schlachttag hatten sie gemeinsam erlebt, so in den Jahren 1351—1355 und vor allem in der Zeit des Sempacherkrieges! Und wie oft hatten sie sich in der Ratsstube getroffen, z. B. als sie den Pfaffen- und den Sempacherbrief und die Teilungsverträge, betreffend den Aargau, abschlossen! Und nun kam es zu diesem unseligen und vielfach so barbarisch ausgefochtenen Bruderzwist!

Entzündet hat er sich an einem Streit zwischen Zürich und Schwyz wegen der Erblande des Grafen Friedrichs VII. von Toggenburg. Es fragte sich, mit welcher Partei die betreffenden Erbberechtigten oder Lehensherren sich vertraglich verständigen und wem damit die Gebiete «ob und nid dem Walensee» in der einen oder andern Form zufallen würden, sei es durch Erbgang, Kauf oder Verpfändung.

Unserer Generation mag der ganze Streit leicht als nichtig oder geradezu als gegenstandslos erscheinen; aber durchaus zu Unrecht. Damals empfand sich noch kein heutiger Schweizerkanton als ein schon fertiges, ein für allemal fest abgegrenztes Gebilde. Im Gegenteil, es schien noch alles im Werden begriffen, und in jedem Stand lebte der Trieb und das Bedürfnis, zu wachsen, sich auszubreiten und sich im grossen wie im kleinen vorzusehen und zu sichern. Es war in jener Zeit, in der auch der kleinste Ort ganz nach eigenem Belieben und Gutfinden Strassen sowie Korn- und andere Märkte sperrte, keineswegs gleichgültig, ob man sich im eigenen Lande versorgen konnte oder nicht und ob die Zufuhr-, Handels- und Pilgerwege durch eigene oder fremde Gebiete führten.

Was Schwyz und Zürich anbelangt, konnte Schwyz seine Grenzen nur nach Norden hin verschieben, weil es sonst ringsum von alteinigenösischem Gebiete umgeben war. Zürich aber hatte zwischen und ob den Seen starke Handelsinteressen zu wahren. Von Süden her, seeabwärts, kamen die Erzeugnisse der Metallindustrie Mailands und Italiens überhaupt, Eisen- und Stahlwaren, aber auch

Textilprodukte, Spezereien und Veltlinerweine. Seeaufwärts drangen Massengüter wie Korn, Fische, Tuche aus Brabant und Flandern und nördliche Weine. Die Wasserstrasse Walenstadt-Zürich, die ganz schiffbar war — nur mussten in der Linthebene die aufwärtsfahrenden Schiffe getrekt, d. h. an Seilen und Ketten durch Menschen oder Pferde geschleppt werden —, bildete einen der wichtigsten Verbindungswege zwischen Italien und Westdeutschland. Zölle und andere Einnahmen, die Zürich aus diesem Verkehr zuflossen, waren sehr beträchtlich.

Auch die Pilgerfahrten nach Einsiedeln brachten den Schiffer-Vereinigungen Zürichs bedeutsame Einkünfte; denn sie kamen zu Tausenden und Zehntausenden, diese Pilger aus Nürnberg, Köln, Lübeck, den Niederlanden, Frankreich und Italien, ganz besonders in den Jahren, in denen das Gnadenfest der Engelweihe gefeiert wurde, schätzte man 1466 die Zahl der Besucher dieses Festes doch auf 130 000.

Es war nun selbstverständlich wichtig, dafür zu sorgen, dass dieser Handels- und Pilgerverkehr nicht behindert wurde, z. B. durch zu hohe Ansätze von Zöllen und anderen Gebühren oder durch Unsicherheit oder schlechten Unterhalt der Strassen. Am besten konnte Zürich den ungestörten Verkehr dann sichern, wenn es die Gebiete an diesen Wegen möglichst weithin selbst politisch beherrschte.

Das Vorgehen und die Führer der beiden Parteien

Beide Teile, Schwyz und Zürich, hatten also ein natürliches Interesse, die Bezirke oberhalb und unterhalb des Walensees an sich zu ziehen. Man darf demnach weder dem einen noch dem andern einen Vorwurf daraus machen, dass es dies zu tun versuchte. Die Frage war nur, was für Wege die beiden Orte einschlugen und ob ein jedes für die Lage und die Bedürfnisse des andern das gezielende Verständnis aufbrachte. Das war nun durchaus nicht der Fall. Im Verlaufe des Streites, der hier nur gestreift werden kann, versuchten die unbeteiligten eidgenössischen Orte immer wieder zu vermitteln. Sie machten z. B. den vernünftigen und naheliegenden Vorschlag, eine gewisse Teilung jener umstrittenen Gebiete vorzunehmen, d. h. eine Art gemeinsamer Herrschaft einzurichten. Schwyz war bereit, ja unterbreitete Zürich auch selbst diesen Vorschlag, obwohl die Rechtsgrundlagen seiner Ansprüche weit besser waren als die seines Konkurrenten. Zürich verwarf zunächst das Anerbieten,

sagte indessen etwas später zu, aber nahm sein Wort unter nichtigen Vorwänden sofort wieder zurück, als es — irrtümlicherweise — glaubte, seine Aussichten seien günstiger geworden: Es hoffte, den ganzen Besitz an sich reissen zu können. Die Staatsmänner Zürichs handelten überhaupt sehr ungeschickt, widerspruchsvoll und nicht selten hinterhältig. Sie überwarfen sich der Reihe nach mit allen Massgebenden und standen zuletzt mit leeren Händen da, während Ital Reding, der schwyzerische Landammann, überaus klug vorging und Erfolg hatte.

Die führenden Zürcher Politiker waren der gelungssüchtige Bürgermeister Rudolf Stüssi und sein Gesinnungsfreund, der Stadtschreiber Michael Stibler, genannt Graf. Dieser war zu seinem Amt aus Stockach nach Zürich berufen und hier ohne Entgelt als Bürger aufgenommen worden. Was mag sich in seinem schwäbischen Herzen geregt haben, als er über den Rhein herüberkam? Sicher ist, dass er ganz österreichisch empfand und bald, bewusst oder unbewusst, zum Werkzeug einer fremden Macht wurde.

Zürich verhängt eine Wirtschaftssperre und lehnt es ab, sich dem eidgenössischen Rechtsverfahren zu unterwerfen

In der an sich nicht unbegreiflichen Erbitterung über den Misserfolg ihrer Politik verhängten die Zürcher eine Wirtschafts-, insbesondere eine Kornsperrre gegen Schwyz und Glarus und ihre neu gewonnenen Gebiete. Die Auswirkungen waren lästig. Als z. B. die Bewohner von Uznach und Gaster wie von alters her im Zürcher Gebiet die Körnernte besorgen helfen und die Schwyzer- und Glarner-Schindelmacher hier wie üblich ihrem Gewerbe nachgehen wollten, da mussten sie vernehmen, dass es den dortigen Bauern unter Busse verboten war, sie zu beschäftigen. Und wer aus Schwyz oder Glarus auf Zürcher Boden Weinberge besass, durfte den Wein weder wegführen noch verkaufen; « denn sie hatten grossen Hass zuo enander ». Diese und andere ähnliche Plackereien und Bosheiten, insbesondere aber die Korn- und Marktsperren erbitterten die Glarner und Schwyzer, und zwar um so mehr, als sie ohnehin unter Teuerung und Missernten litten. Sie verlangten, wie übrigens schon bei früheren Gelegenheiten, es solle ein Schiedsgericht in Einsiedeln gemäss den Bestimmungen des Bundesbriefes die Streitigkeiten entscheiden. Zürich antwortete, völlig unzutreffend, es sei nicht verpflichtet, nach Einsiedeln zu kommen, und dann fügte es höhnisch und so ganz uneidgenössisch bei, wenn Schwyz nicht von einer Mahnung abstehen wolle, so möge es erscheinen vor dem, « der üwer und unser Herr ist, also vor unserm allergnädigsten Herrn, dem Römischen Küng ». In der Limmatstadt keimte schon damals der Gedanke, sich mit einer fremden Macht einzulassen. Wer sprach dort so eifrig von Kaiser und Reich? Gewiss vor allem Graf. Doch darf man nicht übersehen, dass es in Zürich nicht nur zur Zeit Grafs, sondern lange vor und auch lange nach ihm eine österreichisch gesinnte Partei gab.

Die Bildung einer eidgenössischen Partei in Zürich

Es bildete sich in Zürich indessen auch eine eidgenössische Partei. Sie missbilligte die willkürliche Lebensmittelsperre, und vor allem verlangte sie, dass sich Zürich gemäss den klaren Bestimmungen des Bundesbriefes dem eidgenössischen Rechtsgang unterziehe. Stüssi und Graf aber liessen das Volk zu Stadt und Land im Gegensinne bearbeiten und siegten hiebei. Im Juni 1439 erreichte Stüssi, dass Rudolf Meiss, der Führer der eidgenössischen Partei, der seit vier Jahren mit ihm im Bürgermeisteramt abgewechselt hatte, nicht wieder gewählt, sondern durch einen entschiedenen Gegner ersetzt wurde. Stüssi begnügte sich mit diesem Siege jedoch noch nicht. Als die eidgenössische Partei nach einiger Zeit die Richtung Grafs und Stüssis kritisierte und davon sprach, dass man sich mit den alten Bundesgenossen verständigen sollte, wurde Rudolf Meiss, als das Haupt der Opposition, in den Kerker im Wellenberg geworfen. Er verlangte umsonst, dass er vor ein ordentliches Gericht gestellt werde. Seine Freunde erklärten besorgt: « Stüssi beginnt mit dem Mächtigsten; mit uns wird er enden. » Sie fühlten, dass es in Zürich keine unabhängige Justiz mehr gab. Sie war verstummt oder in die Hand der Machtpolitiker geraten. Eine Art von Schreckensherrschaft bahnte sich an. Nach einiger Zeit wurde Rudolf Meiss aus der Haft entlassen; er war aber ein gebrochener Mann und scheint sich nicht mehr politisch betätigt zu haben. Die Führung der eidgenössischen Partei übernahm Hans Meiss, sein Bruder oder vielleicht sein Sohn.

Die kriegerischen Auszüge und der uneidgenössische Friede von 1440

Im Spätsommer 1439 machten die Zürcher einen ersten Versuch, Oesterreich als Helfer zu gewinnen. Er scheiterte, weil der damalige Vertreter des habsburgischen Hauses plötzlich starb. Neue Vermittlungsversuche der eidgenössischen Orte hatten keinen Erfolg. Da griffen die Schwyzer im Oktober 1440 zu den Waffen, lagerten sich bei Lachen und forderten Zürich ein letztes Mal auf, sich bedingungslos dem eidgenössischen Rechtsgang zu fügen und die Märkte zu öffnen. Die Antwort lautete « Nein ». Darauf erliess Reding in aller Form den Absagebrief.

Nach zwei Tagen landete Stüssi mit einem Heere von 6000 Mann bei Pfäffikon, mit Büchsen und anderem « Gezüg » wohl versehen.

Wie entschieden sich die Eidgenossen, die von beiden Parteien gemahnt worden waren? Sie traten nach kurzem Zögern allesamt auf die Seite der Schwyzer und Glarner, weil sie mit denen nichts zu tun haben wollten, die das eidgenössische Recht missachteten. Das machte auf die Zürcher einen so niederschmetternden Eindruck, dass sie trotz ihrer Uebermacht plötzlich nachts ohne Schwerstreich das Feld räumten. Die Schwyzer trauten ihren Augen kaum, als sie in der Morgendämmerung die zürcherischen Schiffe seeabwärts fahren sahen. Zuerst hielten sie den Rückzug für

eine Kriegslist. Wollte man sie hinunter an den See und in einen Hinterhalt locken? Als am wahren Sachverhalt nicht mehr zu zweifeln war, glaubten sie, Hexen- und Zauberwerk hätten die panische Furcht hervorgerufen. In Wirklichkeit war diese das Ergebnis der inneren Unsicherheit und Uneinigkeit der Zürcher. Nachdem eine Absage nach der andern in ihrem Lager eingetroffen war, haben die eidgenössisch Gesinnten wahrscheinlich auf eine sehr unbequeme Weise an ihre Warnungen erinnert und wohl auch kaum mit beissenden Vorwürfen gespart.

*

Nach diesem moralischen Zusammenbruch blieb den Zürchern nichts anderes übrig, als Ende des Jahres 1440 Frieden zu schliessen. Jetzt, erst jetzt, erkärtet sie sich bereit, das eidgenössische Rechtsverfahren unbedingt anzuerkennen. Der Friede bestimmte einmal, dass die Limmatstadt aus dem toggenburgischen Erbe nichts erhielt. Das war hart, aber durchaus Rechtes und selbst verschuldet. Aber damit nicht genug: Zürich musste zudem an Schwyz auch noch eigene, alte Gebiete abtreten, nämlich die sogenannten Höfe, Pfäffikon, Wollerau, Hurden und die Insel Ufenau, und das war durch und durch uneidgenössisch. Die Orte hatten sich ja zusammengeschlossen, um sich gegenseitig die Gebiete beschützen zu helfen und nicht, um sich bei Gelegenheit selbst zu berauben.

Zürich verbündet sich mit Oesterreich

« Also mühte nun die von Zürich », so erzählt der Chronist, « die Schmach, die Schand und auch der Schade, so die von Schwyz und Glaris und andere ihrer Eidgenossen ihnen getan. Darum überschlügen (erwogen) sie etwa mängs, wie sie sich rächen könnten, und sie erkannten, dass sie das nur mit Hilfe und Rat der Herrschaft von Oesterreich zu tun vermöchten. » Nach ungefähr einem halben Jahre begaben sich die gedemütigten und gekränkten Zürcher von neuem auf den Weg, den sie schon einmal eingeschlagen hatten und der sie zu Oesterreich führen sollte.

König Friedrich III. empfing die zürcherischen Boten durchaus nicht mit offenen Armen, sondern liess sich suchen, bitten und beschenken, bevor er sie nur anhörte, und sie mussten sich, wie sie in einem Briefe an ihre Auftraggeber gestanden, « um der Stadt Ehr und Nutzen manch schnödes Wort » gefallen lassen. Der « Nutzen » der Stadt bestand vorerst darin, dass sie als Vorbedingung für einen Vertrag mit Oesterreich diesem den grössten Teil der Herrschaft Kiburg abtreten musste. — Verrat wird nicht immer gut belohnt. — Im übrigen kam u. a. ein Bündnis zustande, das sich gegen die Eidgenossen richtete. Der Rat von Zürich sorgte dafür, dass eine Reihe von Artikeln nicht in das Aktenstück aufgenommen wurden, das er den bisherigen Bundesgenossen mitteilen wollte. Er wusste warum. Den Bund mit den Eidgenossen behielt er « ehrenhalber » vor; allein das war nur Schein. Das Ganze stellte, wie angedeutet, einen klaren Verrat Zürichs an seinen bisherigen Verbündeten dar.

*

Mittwoch den 19. September 1442 zog Friedrich III. mit etwa tausend Pferden, 36 Heerwagen und einem grossen Gefolge von Herren, Grafen, Rittern und Kriegsknechten in die Limmatstadt ein. Die Zürcher empfingen ihn so ehrenvoll, als immer nur möglich. Rat, Zünfte, Priesterschaft und Ordensleute gingen ihm in feierlicher Prozession mit allem Heiltum entgegen. Die Menge jubelte und brach immer wieder in den Ruf aus: « Hie Oesterrich! Hie Oesterrich! » Und wer den Fremden ganz besonders gefallen wollte, der steckte eine Pfauenfeder, das Abzeichen Oesterreichs, auf den Hut.

Am nächsten Sonntag schworen die Zürcher dem König feierlich Treue. Wenn er während seines zehntägigen Aufenthaltes in der Stadt mit seinem Reitergefolge, das nach vielen Hunderten zählte, ausritt, so verdross das die Eidgenossen, die als Kaufleute oder sonst in Zürich zu tun hatten. Sie fingen darum an, öffentlich zu reden: « Botz Wunden, wann haben wir dieser Junkerlin genug? Es muss hier anders werden, als es jetzt ist! »

Bei dieser oder einer ähnlichen Gelegenheit spottete der eidgenössische Liederdichter:

« Es mocht wol etwan¹⁾ frömd gesin
bi alten Zürcher tagen,
dass die rüter us und in
zu Zürich sollten traben. »

*

Bald zogen österreichische Söldner in Zürich ein, und Friedrich sandte zwei ihm ergebene Männer als seine Vertreter. Der eine, Markgraf Wilhelm von Hochberg, übernahm die politische und der österreichische Feldhauptmann Thüring von Hallwil die militärische Leitung der Stadt. Im Januar 1443 versammelten sich die Zürcher, jung und alt, im Grossmünster, um diesem Fremden als ihrem Hauptmann Gehorsam zu schwören. Zugleich beschloss die Burgergemeinde, das weisse eidgenössische Kreuz nicht mehr zu tragen, sondern es durch das rote österreichische zu ersetzen. « Dies was an viel Lüten gar ein fremde Sach. »

Es kam zu gereizten Auseinandersetzungen in der Bürgerschaft. Einst stiess der österreichisch gesinnte Chorherr Störi « einen Pfauenwadel us sinem Fenster » und rief dabei: « Hie Oesterrich allen Tag! » Sogleich gab Hans Meiss die Gegenlösung aus, indem er einen « Kühenschwanz » zum Fenster hinaus schwenkte und dazu rief: « Hie Schwyz! » Auch verwünschte er die österreichisch Gesinnten und drohte ihnen, man werde sie « der Tagen eins uf die Müler slahen ». Schwer fiel der Wechsel der Abzeichen Hans Brunner auf die Seele. Als man ihm bedeutete, er müsste sich trotz seines Widerwillens nun auch ein rotes Kreuz auf sein Gewand nähen lassen, da meinte er, « getörfte er nicht ein wysses Krüz tragen — und zeigt da mit syner Hand an syn Herz, so wollte er es doch da tragen. »

Der Ausbruch des Krieges zwischen Zürich und den Eidgenossen

Noch viel unwilliger als diese Zürcher waren die Eidgenossen. Sie erkannten den wahren Sinn des

¹⁾ Einst, ehemals.

Bündnisses, und zwar um so deutlicher, als sie den König umsonst zu dreien Malen füssfällig gebeten hatten, er möchte ihnen, gleich wie die früheren Könige und Kaiser, ihre Freiheiten bestätigen. Er antwortete, zuerst müsse man ihm sein väterliches Erbe zurückstatten, insbesondere den Aargau; dann werde er ihnen das gewähren, was er von königlicher Macht und Gewalt wegen schuldig sei. — Es ist nicht unwichtig zu wissen, dass die Zürcher Oesterreich versprochen hatten, ihm kein Hindernis zu bereiten, falls es die Herrschaft Baden und den Aargau zurückerobern wolle.

Wiederholt sandten die Eidgenossen Boten nach Zürich, um es zu bewegen, das österreichische Bündnis aufzugeben und die Söldner zu entlassen. Es war umsonst. Da wussten sie, dass Zürich nunmehr ein Vorposten Oesterreichs geworden war und dass sie den Kampf von Morgarten und Sempach wieder aufzunehmen hatten.

Mitte Mai 1443 erliess Schwyz die Absagebriefe an Zürich, und die andern eidgenössischen Orte taten bald dasselbe.

Damit begann ein schrecklicher Zerstörungs- und Verwüstungskrieg. Die Eidgenossen beherrschten bald die ganze zürcherische Landschaft. Diese war der Stadt gegenüber sehr ungehalten, weil sie schwer litt und zum Teil mit den Eidgenossen sympathisierte. Die Landleute murnten auch etwa: « Unsere Herren von Zürich sorgen für die Tauben und nicht für uns. » Einst fand Graf, der « in diesen Tagen der Gewaltigsten einer war », es für angemessen, einem Bezirke zu drohen, falls er zu denen von Schwyz schwüre, würden die Zürcher ausziehen und all das zerstören, was die Eidgenossen noch übrig gelassen hatten.

In der Stadt sah es seltsam aus! Wie viel fremde Gesichter und Gestalten füllten Herbergen und Gassen! Es waren nicht weniger als fünfhundert Ritter und Edle zugegen; dazu kam erst noch das zahlreiche Fussvolk aus dem Schwarzwald, dem Breisgau, dem Elsass und anderswoher. Die Lage der österreichischen Führer und ihrer Söldner war nicht beneidenswert. Das zeigte sich wiederholt, zum ersten Male besonders zur Zeit des Kampfes bei St. Jakob an der Sihl im Juli 1443. Thüring von Hallwil beklagte sich damals bitter über Unbotmässigkeiten und hielt den Zürchern eine Standrede mit dem Erfolg, dass sie gleich darauf neuerdings österreichische Befehle, und zwar militärisch zweckmässige, missachteten. Sie schlugen nämlich ihr Heerlager — um nicht Trinklager zu sagen — vor der Sihl statt hinter ihr auf. Der Standort wurde den Zürchern verhängnisvoll, als plötzlich die eidgenössischen Truppen daherbrausten, sie überraschten und zu chaotischer Flucht über das Hindernis drängten. Auf der Sihlbrücke fiel, tapfer kämpfend, Stüssi. In der Nähe kam auch der Stadtschreiber Graf ums Leben, nicht durch Feindeshand. Es erstach ihn vielmehr ein « biederer » Mann von Küssnacht mit den Worten: « Das hand wir alles von Dir; Du musst hier auch sterben! »

Es charakterisiert die ganze innere Unsicherheit der Fremden, dass sie in jenen aufgeregten Stunden

und Tagen fürchteten, die Zürcher möchten mit den Eidgenossen unterhandelt haben und wollten ihnen die Stadt übergeben « und sie also da verderben und ermürden ». Weder vorher noch nachher wollte das Gerücht verstummen, die Eidgenossen hätten in Zürich gute, sehr einflussreiche Gönner.

Es mochte den Fremden auch zu denken geben, dass eidgenössisch Gesinnte schon vor einiger Zeit die Stadt verlassen, ihr Bürgerrecht aufgegeben und sich in die Front der Gegner eingereiht hatten. Gab es jetzt innert den Mauern keine Herzen mehr, die für das weisse Kreuz schlügen? Die Oesterreicher bewegte eine höllische Angst vor Verrat. Darum fanden die Knechtseligsten unter den Zürchern es an der Zeit, der fremden Besatzung ein Pfand ihrer Treue und Ergebenheit zu überantworten. Sie gaben dem Markgrafen und den Edeln « die Schlüssel zu ihren Toren und den Gewalt über ihre Stadt, damit man sächi, dass sie fromm und gerecht an dem Adel und an den Frömbden, die da lägin, sin wollint ». Es berührt eigenartig, wenn ein Graf von Lützelstein das erste Tor bewachte, einer von Helfenstein das zweite, Ritter Burkhard Münch das dritte und Hans von Rechberg das vierte.

Die Friedenskonferenz von Baden

Bald nach dem Gefecht bei St. Jakob an der Sihl kam es zu einem Waffenstillstand und im Frühjahr 1444 zu einem grossen Friedenskongress in Baden. Hier wurde es sichtbar, was für ein gewaltiges Aufsehen der Krieg erregt hatte und was für einen grundsätzlichen Charakter er anzunehmen schien. Der Adel fühlte sich weit über die eidgenössischen Landesgrenzen hinaus bedroht, namentlich im südwestlichen Deutschland. Wankte der Boden nicht, auf dem seine Burgen und Schlösser standen? Wie, wenn die Gegensätze zu einer allgemeinen Volkserhebung führen würden? Die Adeligen wünschten dringend, dass es nicht so weit komme, sondern dass « die Büberei », wie es in Württemberg hiess, « innerhalb des Rheins behalten werden möchte ».

Aber noch mehr. Falls sich die Kämpfe zu einem allgemeinen Sturm auswuchsen, dann waren schliesslich nicht bloss die Adeligen bedroht, sondern überhaupt alle Schichten und Elemente der bisherigen Staats- und Gesellschaftsordnung. Diese Möglichkeit spornte weithin an, die Gefahr einer solchen umfassenden Bewegung zu beschwören. So kam es, dass sich in Baden die Boten aus allen Schichten und Kreisen einfanden, um zu vermitteln. Die Landesherren von Württemberg und von Savoyen sandten ihre Vertreter, ebenso die verschiedenen Ritterbünde in Schwaben und am Rhein, desgleichen über zwanzig Reichsstädte. Aber auch die Geistlichkeit blieb nicht aus. Die Bischöfe von Konstanz, Basel und Lausanne z. B. waren persönlich anwesend und das Konzil, das in Basel tagte, ordnete unter anderen ehrwürdigen Herren einen Kardinal ab.

Unter den Vertretern der Zürcher gab es auch drei eidgenössisch Gesinnte.

Der Sturz der eidgenössisch Gesinnten in Zürich. — Schreckensherrschaft

Die Verhandlungen in Baden seien hier nicht geschildert. Nur so viel: Als die Zürcher, deren Vollmachten nicht ausreichten, heimkehrten, schien eine Verständigung zwischen den streitenden Brüdern mindestens nicht ausgeschlossen. Hierüber erschraken die Oesterreicher aufs tiefste.

Die Vorgänge, die sich darauf in Zürich, ohne Zweifel zum Teil im geheimen, abspielten, kennt man nicht im einzelnen. Sicher ist, dass die Oesterreicher fürchteten, sie möchten samt ihrer Sache verloren sein. Darum setzten sie offenbar alle Mittel der Propaganda in Bewegung, weckten Hoffnungen und Leidenschaften und gaben direkt und indirekt die Tageslösungen aus: die Friedensbedingungen seien für die Stadt schmachvoll, die Führer der eidgenössischen Partei Verräter, die Aussichten Zürichs in Wahrheit gute, wenn es nur durchhalte.

Als der Grosse Rat am 4. April (1444) zusammentrat, um die Friedensanträge zu beraten, entstand ein Auflauf. Bewaffnetes und unbewaffnetes Volk lief aufs Rathaus und drohte, die Türen einzustossen und hineinzudringen.

Was sie wollten, fragte man sie. « Fünf Mann ussert dem Rat han. » So lautete die Antwort, und dann nannten sie jene drei Häupter der eidgenössischen Partei, die an der Konferenz zu Baden teilgenommen hatten, und zwei weitere Gesinnungsfreunde.

Die fünf Männer wurden eingekerkert, und darauf kam es zu einem ungeordneten Prozessverfahren, das auf Beweise verzichtete und sich mit blossen Behauptungen, Anschuldigungen und allerlei Nachreden begnügte. Es galt z. B. schon als Schuldbeweis, wenn einer am schliesslichen Sieg Zürichs gezweifelt oder es getadelt hatte, weil es nicht nach Einsiedeln gewollt. Man durfte auch nicht erklären, Zürich habe keine Freunde mehr. Und was hatten die eidgenössisch Gesinnten in Baden mit den Gegnern schön zu tun, mit ihnen zu spazieren und sich für den Frieden zu verwenden gehabt?

Gewiss, das waren Anzeichen für die Sympathie zu den Eidgenossen und für die Abneigung gegenüber Oesterreich; aber es waren noch keine eigentlichen Schuldbeweise. Im übrigen mögen wir uns hüten, die Verfechter des eidgenössischen Gedankens zu sehr zu entlasten; denn das hiesse ihre Verdienste schmälern. Auf Grund einer ganz willkürlichen Zählung der richterlichen Stimmen wurden drei Angeklagte hingerichtet, unter ihnen Hans Meiss. Jener Hans Brunner, der das weisse Kreuz wenigstens im Herzen tragen wollte, erhielt lebenslänglich Hausarrest im Spital. Es blieb nicht bei diesen drei Hinrichtungen. Bis zum Frühjahr 1445 erfolgten elf weitere; andere Angeklagte wurden verbannt oder gebüsst. Kurz, es kam zu einem eigentlichen Schreckensregiment.

Fürs erste war in Zürich jeder Widerstand niedergeschlagen und das Bleigewicht der Opposition beseitigt. Nach aussen hin vermochte die Stadt

jetzt kräftiger und mit grösserem Erfolg aufzutreten. Sie geriet aber zugleich noch stärker als bis dahin unter Fremdherrschaft. Nicht nur verwahrte der Markgraf nach wie vor die Torschlüssel; er gewöhnte sich auch daran, immer öfter im Namen Zürichs wichtige Anordnungen zu treffen oder Verpflichtungen einzugehen, ohne dieses zu begrüssen. Die Akte und Erlasse der Stadt begannen mit den bezeichnenden Worten: « Unser Herr, der Markgraf, Bürgermeister und Räte . . . beschliessen . . . » — « Unser Herr, der Markgraf . . . ». So weit hatte es Zürich gebracht.

Der Mord von Greifensee

Nach Ablauf des Waffenstillstandes und nach dem Sturz der eidgenössisch Gesinnten in Zürich zogen die Eidgenossen vor Greifensee. Es war dies der einzige feste Platz, der den Zürchern im Mittelland noch geblieben war und von dem aus die schon geplante Belagerung der Stadt hätte gestört werden können. Die Besatzung des Schlosses musste sich auf Ungnade übergeben. Sie behielt sich bloss vor, man solle sie so lange leben lassen, « dass sie gebichten, gebüssten und gerüwen (bereuen) möchten ». Es ist für die entsetzliche Erbarmungslosigkeit der Zeit bezeichnend, dass Luzern und Schwyz für eine noch härtere Behandlung der Belagerten gestimmt hatten, nämlich dafür, dass man überhaupt keine Kapitulation annehme, sondern das ganze Schloss samt Leuten und Gut verbrenne, damit « es wyt in den Landen erschalle und unser Fyend dester erschrockener wurdent ». Von den 72 Mann der Besatzung liessen die Eidgenossen nur zehn am Leben, die ihnen entweder zu alt oder zu jung erschienen, als « dass man sie mit Ehren » hätte richten können.

Sehr wahrscheinlich ist der Mord von Greifensee mit als eine Vergeltung für die begonnene Hinrichtung der eidgenössisch Gesinnten in Zürich aufzufassen.

« Man seit auch », so meldet Edlibach, der einige Jahrzehnte später schrieb, aber noch aus der mündlichen Ueberlieferung von Zeitgenossen schöpfen konnte, « dass vil der Eidgenossen waren, die weintend wie die Kind und redeten offenlich: wir thun hüt ein Sach, die Gott an uns rächen wird ». Das furchtbare Ereignis auf der « Blutmatte » zu Greifensee beschäftigte die Herzen und die Phantasie der Nachlebenden aufs stärkste. So hiess es z. B., da, wo man die Häupter der Hingerichteten « an einen Ring, eins an das ander, hingestellt » habe, sei kein Gras mehr gewachsen. Aber auch den Zeitgenossen prägte sich tief ins Bewusstsein, dass von der Tat von Greifensee Unsegen ausging.

Der Scharfrichter, « Meister Ulrich » von Bern, wurde zwei Jahre später in einem Streithandel umgebracht — unter dem Ruf: « Hie Gryffensee ! »

Friedrich III. und der sundgauische Adel rufen die Armagnaken herbei. — Der Ueberfall auf Brugg

Nach dem Fall von Greifensee begannen die Eidgenossen Zürich zu belagern. Seine Lage und die der Oesterreicher in der Stadt war nicht günstig; denn von Friedrich war stets ein Vorrat von Ver-

sprechungen, aber nie eine wesentliche Tat zu erwarten; die Ungarn und die Hussiten hielten ihn in Atem. Friedrich und der sundgauische Adel wandten sich darum an Burgund und hernach an den König von Frankreich. Friedrich schilderte die Untaten der Schweizer und wie sie « ihre Hörner strüssent wider ihre eigenen Herren ». Diese Dinge, so bemerkte er, werden dem König von Frankreich nicht gefallen, vor allem « des Byspiels wegen, das alle Fürsten berührt, dass die Untertanen sich wider ihre Herren und die Puren und Leibeigenen sich wider die Edeln hochfertiglich uſlehnen ». Kurz, Friedrich suchte geflissentlich die fürstliche Solidarität gegen « das verwildet Volk der Swiczeren » aufzurufen und bat dann um Ueberlassung eben entbehrlich gewordener Soldtruppen, der Armagnaken. Man nannte sie auch Arme Jäcken oder Arme Gecken oder Ecorcheurs, Schinder, weil sie ihren Opfern selbst die Kleider raubten und sie bis aufs Hemd auszogen.

Das Hilfsgesuch Friedrichs kam dem König von Frankreich gelegen, und zwar aus zwei Gründen. Einmal konnte er die vertierten Söldnerbanden abschieben, so lange es ihm passte, und zweitens hoffte er, mit ihnen am Oberrhein die sogenannte « natürliche Grenze » Frankreichs zu erreichen, d.h. gewisse Gebiete zu erobern, vorab die Reichsstadt Basel.

Die Zürcher atmeten auf, als es hiess, die Armagnaken würden kommen und ihre bedrängte Stadt entsetzen. Der österreichische Hauptmann Hans von Rechberg fasste den Plan, dem Dauphin, der nominell den Oberbefehl führte, den Anmarsch dadurch zu erleichtern, dass er einen Aareübergang in seine Gewalt brachte. Zu diesem Zweck überfiel er gemeinsam mit Thomas von Falkenstein das bernische Städtchen Brugg. Rechbergs Vorhaben glückte insofern nicht, als er das Städtchen nicht zu behaupten vermochte und darum an allen Enden anzündete.

Zur Vergeltung zogen etwa 1500 Berner und Solothurner vor die Farnsburg, die den Falkensteinern gehörte. Die Gewalttäter hatten nicht mit einem so raschen Rachezug gerechnet. So war das Schloss nur schlecht mit Proviant und Verteidigern versehen. Bald begannen die Belagerten zu unterhandeln. Sie waren bereit, sich auf Gnade, d. h. gegen Zusicherung des Lebens, zu übergeben. Die Belagerer lehnten ab; sie wollten den Mordbrennern das Schicksal der Verteidiger von Greifensee beitreten. Da begab sich eine Gesandtschaft von sundgauischen Edelleuten nach der andern ins Lager zum Dauphin, um zur Eile und nochmals zur Eile zu ermahnen; denn, wenn nicht sehr bald Hilfe kam, so war das Schicksal der Farnsburg und auch das der Stadt Zürich besiegelt. Diese sundgauischen Edelleute, unter ihnen z. B. Burkhard Münch und Peter von Mörsberg, wiesen als Ortskundige den Schindern die Wege. Peter von Mörsberg versicherte zugleich dem Dauphin, im Verlaufe von acht Tagen vermöge man Basel einzunehmen.

Das bedrohte Basel

Diese Stadt anerkannte damals den Bischof der Form nach noch als Herrn, war aber so gut als selb-

ständig geworden. Sie wählte Rat und Bürgermeister selbst und hatte auch ein eigenes Landgebiet erworben, nämlich die Städte und Aemter Liestal und Waldenburg sowie die Feste Homberg. Der Gefahr, die ihr jetzt von Frankreich her drohte, war sie sich voll bewusst. Strassburg riet ihr, die Verdächtigen in ihren Mauern scharf zu überwachen; denn es gab dort, um in der Sprache unserer Zeit zu reden, eine « fünfte Kolonne ». Auch ermahnte es: « Und habent nit vil Gespräch mit dem Delphin noch mit seinem Volch; denn wenn ihr vil Gesprächs mit ihnen habt, so wärden sy üch beschisen! » Das hiess: Unterhandelt nicht!

Basel verstärkte seine Mauern, sorgte für Waffen, warb einige Söldner an, versah sich mit Korn und verschenkte an Landleute, welche willens waren, die Stadt verteidigen zu helfen, das Bürgerrecht. Es flüchtete sich in jenen unheimlichen Wochen viel Volks in die Stadt, wie man vor einem drohend heraufziehenden Unwetter das schützende Haus zu erreichen sucht, bevor der Sturm losbricht. Der Rat bot in seiner Landschaft auch einige Truppen auf und stellte sie unter den Befehl des Hauptmanns Hemmann Seevogel.

Freitag, den 21. August, sah man von den Türmen Basels aus die ersten Reisigen des fremden Volkes herannahen. Am Samstag sandte der Rat Boten nach Bern und Solothurn, um diese, seine Verbündeten, zu Hilfe zu mahnen. Am Sonntag zog Schar um Schar der fremden Reiter und Wagentross um Wagentross auf der Gundeldingerstrasse nach Osten. Das war die Vorhut des Heeres unter dem Befehl des Grafen von Dammartin. Sie schlug den Weg nach Muttenz und Pratteln ein.

Ein kleiner Trupp näherte sich den Stadtmauern in der Gegend des Spalentors. Die Verteidiger schossen mit ihren Büchsen auf den unwillkommenen Besuch und trafen auch etliche. Sie ahnten nicht, dass sich unter den zudringlichen Reitern auch der 21jährige Dauphin befand. — Er war sehr neugierig, wie Basel aussehe.

Der Auszug von der Farnsburg und die Vorhutkämpfe bei Pratteln und Muttenz

Bei Säckingen zog Hans von Rechberg österreichische Streitkräfte zusammen, um der belagerten Farnsburg zu Hilfe zu eilen. Deshalb sandten die Eidgenossen eine Verstärkung von 1200 Mann hin. Die eine Hälfte waren Luzerner; die andere entstammte dem Hauptheer vor Zürich; unter ihr befanden sich 300 Berner unter dem Befehl Hans Matters. Als diese Mannschaften vor der Farnsburg eintrafen, erfüllte das die Belagerer mit einem starken Kraftgefühl. Sie wurden « mutbrünstig, wild fröhlich und wohltemperiert ». Als die Liestaler ihnen Botschaft sandten, die Armagnaken hätten sich geteilt und lägen mit grosser Habe « hie und dort in den Dörfern », besonders in Pratteln, da erfasste die Eidgenossen eine unabändige Lust, dieses « bös verfluchte, unsäglich Volk » zu überrumpeln und Beute zu machen. Die Führer hielten Rat und beschlossen, einen Auszug zu erlauben. Aber die Ausziehenden mussten den obersten Hauptleuten

schwören, nicht über Pratteln oder Muttenz hinauszugehen, also jedenfalls die Birs nicht zu überschreiten, so dass sie « ohne Schaden » wieder zur Farnsburg zurückkehren könnten. — Man erkennt, dass die Kampflust von allem Anfang an schwer zu zügeln war.

Dienstag, den 25. August, nach dem Eindämmern — der Feind sollte nichts merken — brachen 1300 Mann von der Farnsburg auf. Die Chronisten erzählen, dass es die 600 Mann aus dem Zürcher Lager waren, denen sich 700 Berner, Solothurner und Luzerner anschlossen. Um Mitternacht kamen sie nach Liestal und bestimmten die dortige 200 Mann starke Besatzung aus Basel-Land zum Mitziehen. Es scheint, dass Hauptmann Seevogel die Gefährlichkeit des Unternehmens schilderte und sich nur deshalb gewinnen liess, um den Vorwurf der Zaghaftheit zu entkräften. Er soll schliesslich erklärt haben: « Nun hin! Ich will bei euch bleiben. heut Seevogel und sonst nimmer mehr! » Dass er mithielt, war vor allem deshalb wichtig, weil er ortskundig war.

Als die Eidgenossen früh « in der Tagfinsteri », also etwa um 4 Uhr morgens, in Pratteln anlangten, standen die paar hundert Armagnaken, die sich dort eingenistet hatten, schon bereit. Es gelang also nicht, wie man gehofft hatte, den Feind in seinen Quartieren zu überrumpeln. Einer seiner Späher hatte in der Nacht beim Spital unterhalb Liestal den Auszug der Schweizer erlauscht. Bei Pratteln kam es zu keinem ernsthaften Gefecht. Die Armagnaken stellten sich nicht zum Kampf, sondern wichen zurück, um die Eidgenossen auf die weite Ebene von Muttenz zu locken. Hier war die armagnakische Reitervorhut ebenfalls schon alarmiert worden. Die Eidgenossen griffen den zahlenmässig weit überlegenen Feind unerschrocken an und schlugen ihn schliesslich in die Flucht. Die entmutigten Reisigen zogen sich zum Teil gegen Münchenstein, zum Teil gegen die Birsbrücke bei St. Jakob zurück. Die Schweizer eilten ihnen in beiden Richtungen nach, holten vor allem die Trossknechte ein und erstachen und erschlugen jeden, der nicht rasch genug das Weite suchte, machten sich dann über die hochbepackten Wagen her, nahmen « viel Guts, Ross und Geschirr » und gewannen auch etliche « schön hübsch Banner ». Ueber diesem Verfolgen, Plündern, Hauen und Stechen waren die Eidgenossen weit auseinander gelaufen, und ihre Ordnung hatte sich aufgelöst.

Schliesslich hielten die Führer die einherjagenden Mannschaften auf, bis « der Mehrteil », nicht alle, gesammelt waren. Die Hauptleute wollten nun zurückkehren und erinnerten die Truppen an ihre Eide. Auch sprengte ein Söldner aus Basel, « ein Diener der Stadt », heran und warnte, sie sollten « den Birsrain nit herabkommen; denn es wäre jenseits des Flusses alles voll Volks, unzählbarlich und unsaglich ». Die eidgenössischen Haufen standen in jenem Augenblick am Rande der Ebene von Muttenz, da, wo das Gelände zur Birs hinuntersinkt. Jenseits steigt es wieder empor zur Ebene von Gundeldingen. Diese liegt etwas höher

als die Fläche von Muttenz. Deshalb und weil damals ein Gehölz auf dem Hang des westlichen Birsufers die Sicht behinderte, konnten die Eidgenossen das armagnakische Heer auf der Ebene von Gundeldingen nur zum kleineren Teil wahrnehmen. Sie hielten diesen Teil für die ganze Streitmacht der Feinde. Die kraft- und siegestrunke Menge wollte sich in ihrem begonnenen Unternehmen nicht stören lassen. Voller Ingrimm erschlug sie jenen warnenden Boten samt seinem Pferde. Er habe sie zaghafte machen wollen, so beschwerten sich die Gewalttätigen, missachteten die Befehle und Warnungen der Hauptleute und legten deren Vorsicht als Feigheit aus. Darum wies der Hauptmann der Glarner einen Wortführer der Spottenden zurecht: « Du öder Wicht! so mutig wie Du will ich immer noch sein; mit Ehren will ich leben oder sterben! »

Die Eidgenossen hatten nach einer Bemerkung des Bürgermeisters und des Rates von Basel mit ihrem Kampf gegen den weit stärkeren Feind bei Muttenz schon « Ehren genug » gesammelt. « Wollte Gott, dass sie sich damit begnügt hätten. Allein ihre Mannheit zwang sie dazu, weiter zu ziehen. »

Die Hauptleute gaben nach und stiegen mit ihren Harsten den Abhang hinunter zur Birsbrücke. Denn, so bemerkt der Chronist, die Mannschaften « wolltent nüt folgen und wagtent sich über das Wasser ». Dieses Wort —: « Sy wagtent sich über das Wasser » — ist von tiefer Symbolik; der Fluss sollte ja für die meisten zum Totenfluss werden und Grenzscheide zwischen zwei Welten bedeuten.

Beginn des Kampfes gegen die armagnakische Hauptmacht auf der Ebene von Gundeldingen

Jenseits der Brücke, zur rechten Hand, hart an der Strasse, stand das Kirchlein mit dem Siechenhaus von St. Jakob. Die Eidgenossen mögen nach Soldatenart allerlei kräftige Bemerkungen gemacht haben, etwa: « Arme Hunde, die hier Unterschlupf suchen und finden » oder « was ist das für ein schauriger Vorhof der Seligkeit! ». Sie zogen an dem unheimlichen Ort vorbei, stiegen den ziemlich steilen östlichen Birshang hinauf, erreichten die sanft nach Süden ansteigende Ebene von Gundeldingen und — hatten plötzlich gewaltige Heerhaufen vor sich, « als vil als Laub und Gras ». — Es standen hier bei Gundeldingen mindestens 8—10 000, vielleicht auch 16 000 Reisige. — Sogleich begann ein wütender Kampf. Es war etwa morgens um 8 Uhr. Die fremden Reiter sprengten heran und suchten in die drei Haufen der Eidgenossen einzudringen. Aber diese bereiteten ihnen mit ihren fünf Meter langen Eschenspiessen, ihren Halbarten und Mordäxten einen unfreundlichen Empfang. Da klang hart Eisen auf Eisen; Lanzen splitterten; Ross und Mann stürzten, und hochauf wirbelte der Schlachtstaub. Aus den Staubmassen auf dem Boden drang Stöhnen und Aechzen, und oft arbeitete sich aus den Tier- und Menschenknäueln ein Pferd hervor, sprang plötzlich auf die Füsse und raste mit all seinen Wunden feldeinwärts, bis es irgendwo zusammenbrach.

Die Basler versuchen, Hilfe zu bringen, aber müssen umkehren, um die eigene Stadt zu beschützen

Unterdessen war es in Basel lebendig geworden. Die Bürgerschaft wurde unwillig über den zögernen, aber wohl informierten Rat. Sie sammelte sich auf dem Marktplatz. Ein handfester Metzger schwang sein Banner und rief: « Her zu mir —, wer ein Basler ist! » Unter dem Drucke dieser tumultuierenden Volksmenge beschloss der Rat den Auszug. Der Bürgermeister, der das Kommando übernahm, sandte einen Reitertrupp voraus. Bald erreichte dieser die etwas erhöhte Wegkreuzung — den sogenannten Kreuzstein — ungefähr eine Viertelstunde nördlich von Gundeldingen. Zu ihrer Überraschung sahen die Reisigen, dass der westliche Flügel der armagnakischen Hauptmacht bisher nicht in den Kampf gegen die Eidgenossen eingegriffen hatte, sondern reglos dastand und offenbar wartete, ob die von Basel weiter herauszögen. Geschah das, so wollten « die Delphinischen », wie leicht zu erraten war, auf ihren raschen Pferden den Baslern den Rückweg abschneiden und in die Stadt eindringen. Ein Oesterreicher, der bei St. Jakob mitkämpft hatte, erklärte später: « O wären die Böswicht mit dem Panner nur einen Steinwurf witer herusgezogen, so wollten und hätten wir sie allsamen erschlagen und die Stadt ingenommen. »

Die Reisigen bei Gundeldingen waren aber nicht die einzige Gefahr, die Basel drohte. Von Westen her, das sah man von den Türmen aus, marschierte die Reserve gegen die Stadt, und jenseits des Rheins eilte eine Truppe gegen Klein-Basel. Hell funkelte ihr rotes Banner in der Sonne; rot — das war die Farbe Oesterreichs, und der Anführer dieses Harstes war niemand anders als Hans von Rechberg. Er hoffte, gegen Basel einen ähnlichen Streich zu führen, wie er ihn wider Brugg geplant hatte.

Diese gleichzeitige dreifache Bedrohung Basels war natürlich nicht zufällig, sondern beruhte auf einem wohlüberlegten Plan. Es blieb dem Bürgermeister und den Hauptleuten darum nichts anderes übrig, als den Befehl zum Rückzug zu geben. Das Volk gehorchte nur unwillig — und « mit Jomer ». Es war ganz aufrichtig und zutreffend, wenn ein damaliger Basler schrieb: « Also mussten wir unsere guten Fründ der Gnade Gottes lassen warten und erschlagen werden, was wir doch nicht abwenden konnten und mochten. »

Der Ausgang der Kämpfe bei Gundeldingen

Wie stand es in Gundeldingen?

Was für ein Kraftrausch, was für ein Uebermut hatte die Eidgenossen am frühen Morgen durchrast! Jetzt, auf der Ebene bei Gundeldingen, im heissen Kampf mag plötzlich eine düstere Ahnung sie durchzuckt haben, es könnte ihr letzter Tag angebrochen sein. Da, als sie erkannten, dass die Basler heranzogen und ihre Reiter schon am nahen Kreuzstein hielten, meldete sich die Hoffnung wohl aufs neue, der Sieg sei doch noch zu erringen. Was mag indessen in den Herzen der Eidgenossen vor-

gegangen sein, als die so ersehnte Hilfe wieder verschwand? Doch hatten sie keine Musse, der Sache nachzuhängen. Denn jetzt war es ihre Aufgabe, Sekunde um Sekunde Stich, Stoss und Schlag zu versetzen und Stich, Stoss und Schlag abzuwehren. Eines war für sie ungünstiger geworden: Jene Armagnaken, die sich zuerst für den Sturm gegen das zu überlistende Basel aufgespart hatten, kämpften jetzt auch gegen die Eidgenossen, und ihre Reserven waren nicht zu erschöpfen: « Der Delphin hatte soviel Lüten, wann ein Huff müd und der Mehrteil unter ihnen erschlagen ward, so schickte er einen frischen Huffen dar. Da waren die frommen, biderben Eidgnossen müd und nit unbillig. Sy hatten niemand, der sie entschütte, dann sy allein. » Doch wogte der ungleiche Kampf, in dem die Eidgenossen gegen eine Uebermacht von 8—10 000 oder vielleicht auch 16 000 Mann standen, stundenlang hin und her, wie denn ein französischer Edelmann hierüber berichtet: « Es fand eine sehr harte wunderbare Schlacht zwischen diesen Parteien statt. Sie dauerte drei bis vier Stunden, bevor man sehen konnte, wer Sieger bleibe. Einige Edelleute, die mit dabei waren und die einst in den französischen Kriegen in mehreren Schlachten und Treffen sowohl gegen die Engländer als gegen andere gekämpft, haben mir gesagt, dass sie zu ihren Zeiten Leute von solcher Kraft in der Verteidigung, von so beleidigendem Trotz und so kühner Todesverachtung weder gesehen noch gefunden hätten. Doch, nachdem die Parteien, wie gesagt, vier Stunden hindurch oder mehr miteinander gestritten hatten, begannen endlich die Schweizer zu weichen. »

Ungfähr um Mittag versuchten sie, sich über die Birs zurückzuziehen und sich mit den Landsleuten zu vereinigen, die sich am Morgen nicht rechtzeitig eingefunden hatten und nun seither von den Kämpfern Dammartins auf einer Birsinsel eingeschlossen worden waren; es mögen zwischen siebzig und hundert Mann gewesen sein. Allein dieser Rückzug — über das Wasser — gelang den Schweizern nicht. Dammartin verlegte ihnen den Weg. Da wichen sie in den ummauerten Rebgarten des Siechenhauses aus. — Der unheimliche Ort, der, wie erzählt, vor einigen Stunden noch das Grauen geweckt haben mag, war jetzt zur willkommenen Zufluchtstätte, sozusagen zu einer Art von sicherem Port, geworden. Wieviel hatte sich seit der Morgenfrühe gewandelt!

Der Heldenkampf und der Heldentod beim Siechenhaus von St. Jakob

Um und in diesem Weinberg entbrannten furchtbare Kämpfe. Umsonst versuchten die Armagnaken über die Mauer einzudringen. Die Eidgenossen wehrten diese Stürme nicht bloss ab, sondern unternahmen noch wütende Ausfälle, nicht zuletzt gegen die 600 Bogner, die ihnen mit ihren Pfeilen scharf zusetzten. « Es ist schauerlich zu hören », so berichtet ein gut orientierter Zeitgenosse, « die Schweizer rissen aus ihren Leibern die blutigen Pfeile, warfen sich mit abgehauenen Händen auf die Feinde und hauchten nicht eher den Geist aus, als bis sie

ihren Mörder selbst ermordet. Einige, von Spiessen durchbohrt und von Geschossen belastet, rannten in die Armagnaken hinein und rächten ihren Tod.»

Als die Armagnaken den eingehegten Weinberg nicht zu erstürmen vermochten, fassten sie den Entschluss, mit Artillerie aufzufahren. Allein ihre eigene war noch weit zurück; denn es kostete eine unglaubliche Mühe, die schweren Büchsen auf den schlechten Strassen vorwärts zu bringen. Da lieferten die österreichischen Adeligen vier Tarassbüchsen, d. h. bewegliche Geschütze auf Rädern, aus einem der benachbarten Schlösser. Aus einem andern jenseits des Rheins holte man Pulver. Hierüber verflossen drei bis vier Stunden. So kam es zu kürzeren oder längeren Waffenpausen.

Im Verlaufe des Nachmittags beschlossen die Armagnaken, mit den Schweizern zu unterhandeln. Denn dieser Kampf interessierte sie nicht mehr allzu stark, nachdem es ihnen nicht gelungen war, ihr Hauptziel zu erreichen: die Basler herauszulocken und ihre Stadt durch einen Handstreich einzunehmen. Zudem scheutn sie zurück vor neuen Opfern. Würden die Eidgenossen nicht zu bewegen sein, ihre armselige Festung zu übergeben? Es ist wahrscheinlich, dass die Armagnaken ihnen freien Abzug gewährt hätten.

Da die französischen Hauptleute der deutschen Sprache nicht mächtig waren, ersuchten sie den sundgauischen Ritter Burkhard Münch, der ihnen als Führer durch das fremde Gebiet gedient hatte, in ihrem Namen zu verhandeln. Allein es lag diesem grimmigen Feinde der Eidgenossen bestimmt nichts daran, dass die noch nicht gefallenen Schweizer mit dem Leben davonkamen. Sehr im Gegenteil. Er konnte den Auftrag indessen nicht von vornherein völlig ablehnen, liess aber bei der Durchführung seiner Schadenfreude die Zügel schiessen. Zunächst ritt er, begleitet von einem armagnakischen Herold, zu den Eidgenossen und öffnete als Unterhändler sein Visier. Von dem, was er gesprochen hat, ist uns nur ein Wort sicher überliefert. Er bemerkte höhnisch: «Ich schaue in einen Rosengarten ...», d. h. in einen Friedhof. Kaum hatte er das Wort gesprochen, so flog aus dem Weinberg ein faustgrosser Stein «zum Visier». Erst Spätere erzählten, aber durchaus nicht unglaubwürdig, der Eidgenosse, der den Stein geschleudert, hätte zornig gerufen: «Friss diese Rose noch!» Wie dem indessen sei, Burkhard Münch sank lautlos vom Pferde, «redete nie kein Wort mehr», wurde von dannen geführt und starb nach drei Tagen.

Der Trotz der Eidgenossen entmutigte die Armagnaken, die Münchs Herausforderung übrigens wohl nicht verstanden hatten. Da es zudem der ritterlichen Würde nicht entsprach, um ein Siechenhaus zu kämpfen, wollten sie die Feinde da stehen lassen, wo sie stunden und abziehen. Inzwischen war aber Hans von Rechberg mit seinem österreichischen Harst und seinem funkelnroten Banner auf dem Kampfplatz erschienen. Nachdem er am Vormittag die Basler in ihre Stadt zurückkehren gesehen, wusste er, dass er sie nicht mehr überrumpeln konnte. Deshalb machte er rechtsumkehrte und

liess seine Mannschaften mit Schiffen über den Rhein setzen. Mit den Pferden aber zog er über die Brücke in Rheinfelden. Voller Kampflust standen er und seine Ritter jetzt vor dem Siechenhaus. Wahrscheinlich hatte er vor den Unterhandlungen Münchs mit seinen Deutschen schon einen Sturm gegen die Eidgenossen unternommen, war aber zurückgeworfen worden. Jedenfalls erkannte er, dass er sie aus eigener Kraft nicht zu besiegen vermochte. Deshalb erschraken er und seine sundgauischen Gesinnungsgenossen tödlich, als die Armagnaken vom Kampfe abstehen wollten. Taten sie dies, so schien, wie wir wissen, die drohende Gefahr für die Belagerten in der Farnsburg, aber auch für die Stadt Zürich unabwendbar. Doch noch mehr. Wie wenig Respekt würde in der so bitter gehassten Eidgenossenschaft ein armagnakisches Heer verbreiten, das, trotz seiner Uebermacht, nicht ein Siechenhaus zu erobern vermocht hatte! Man musste über die Schweizer bei St. Jakob siegen; man musste. Es war für die Oesterreicher unerlässlich. Denn es hing für sie hievon alles, alles ab. Kein Wunder, dass «Hans von Rechberg und andere Grafen, Ritter und Knecht» die Schinder hoch und teuer beschworen, sie möchten «weder ihnen noch ihren Herren die Schand antun, dass sie die Bauern da stehen liessen».

Unter dem Eindruck dieser Vorstellungen liess sich ein französischer Graf gewinnen. Er erklärte: «Besser hier mit Ehren gestorben, als in Frankreich mit Schanden gelebt!» Und nun kam es zu den letzten schauerlichen Kämpfen. Die eingetroffenen Tarassbüchsen fuhren fort, Lücken in die Mauern zu schiessen. So lange dies nur von einer Seite geschah, wirkte sich das für die Schweizer noch nicht verhängnisvoll aus. Allein plötzlich wurden sie nun auch vom Rücken her angegriffen, und gerade hier «hulften die Franzosen den Teutschen», d. h. den noch nicht abgekämpften Oesterreichern, die in dieser letzten Phase den Hauptteil des Streites auf sich nahmen, «über» und durch die Mauer. «Das war», so berichtet ein Zeitgenosse, «eine Hauptursache für den Untergang der Schweizer; denn nun wird vor- und hinterwärts gekämpft. Mann ringt mit Mann. Nicht mehr aus der Ferne, sondern Aug in Auge zückt man das Schwert. Die Schweizer, gleich Löwen, rasen mitten in die Sieger durchs ganze Heer, schlagen, schmettern alles nieder, nicht als kämpften sie um den Sieg, sondern im Bewusstsein, ihren Tod zu rächen».

Furchtbar war, wie die Siegenden die herumliegenden Verwundeten und die halb Zusammengebrochenen töteten. «Da ward ein solich Würgen — denn der Garten war eng —, dass es einen Stein erbarmt sollt haben.» So bemerkte ein Oesterreicher. Schwer litten die Schweizer auch unter dem Feuer, seitdem ihre Feinde das Siechenhaus angezündet hatten.

Noch vor der Brandlegung hatten etwa hundert Eidgenossen vor dem Pfeil- oder dem Kartätschenhagel in den Kellern des Siechenhauses Zuflucht gesucht. Sie wollten sich aber trotz der um sich greifenden Flammen nicht gefangen geben, «mit

nichten», sondern begehrten, man solle sie heraus in die Weite lassen, dann wollten sie sich um ihr Leben so ritterlich wehren, und zwar gegen eine dreifache Uebermacht, dass man in Frankreich hievon noch über sechzig Jahre erzählen werde. Allein die Feinde waren nicht bereit. Im Gegenteil, sie schürten das Feuer vor den Eingängen und verbrannten und erstickten die Eingeschlossenen. « Also verschieden sie auf den Tag all miteinander », so schrieb ein Oesterreicher, « und mancher Armagnak mit ihnen. Gott möge ihnen allen gnädig sein; denn es waren Christen und sie starben ritterlich; es waren beim einen Teil ihrer zu viel für den andern. »

Dieses letztere betonten verschiedene Berichterstatter. Ein Teilnehmer des Basler Konzils z. B. schrieb: « Zuletzt sanken die Schweizer, nicht besiegt, sondern durch das Siegen ermüdet, mitten unter den gewaltigen Feindeshäufen zusammen. Für die Armagnaken war das ein trauriger und höchst blutiger Sieg. Sie behaupteten das Feld nicht als Ueberwinder, sondern durch Uebermacht. »

Um die Vesperzeit, d. h. abends gegen 6 Uhr, war es still geworden im « Rosengarten » zu St. Jakob. Es rührte sich hier kein Eidgenosse mehr. Aber auf jener Birsinsel lebten noch siebzig Mann. Es waren jene Nachzügler, die am Morgen den Anschluss an den eidgenössischen Harst, der über den Fluss zog, nicht gefunden hatten. Seither waren sie von den wieder gesammelten Scharen Dammartins eingeschlossen worden. Sie hatten den ganzen Tag weder vorwärts noch rückwärts zu dringen vermocht, wohl aber die Angriffe der Reisigen abgewehrt. — Das Wasser war ihre Mauer. — Jetzt aber konnte der Feind die Büchsen gegen sie richten. Da gaben sie sich in ihrem Zustande der Erschöpfung und der Hoffnungslosigkeit gefangen. Sie wurden gebunden. Als Peter von Mörsberg daherkam, schrie er die Leute an: « Tötet die Bösewichter; denn wären sie Sieger und hätten selbst den König gefangen, er müsste sterben! » Darauf erstachen die Schinder den grössten Teil der Gefesselten.

Bestattung und Zahl der Gefallenen

Was war das für ein Mittwoch-Abend in und um Basel! Von der Stadt aus, so scheint es, sah man bis gegen 9 Uhr nachts das Siechenhaus brennen. In Basel machte man sich auf einen sofortigen Angriff durch die Franzosen gefasst.

In den folgenden Tagen schafften die Armagnaken einen grossen Teil ihrer Toten in die Häuser und die Scheunen der nächsten Dörfer und steckten diese in Brand, um ihre Verluste zu verheimlichen. Sie betrugen ungefähr 2200 Mann und 1100 Pferde.

Am Samstag und Sonntag arbeiteten Augustiner-, Prediger- und Barfüssermönche und andere Leute, im ganzen etwa vierhundert Personen aus Basel, mit Grabwerkzeugen und Stosskarren auf dem Schlachtfeld, um die toten Eidgenossen zu bestatten. Die Trümmer des Siechenhauses räumte man erst nach einem Monat auf. Das war eine so widerliche Arbeit, dass das Konzil für deren Verrichtung Ablass versprechen musste. In den Kellern fand man 99 Erstickte.

Im ganzen kamen bei St. Jakob auf eidgenössischer Seite ziemlich genau 1300 « gerader, herrlicher Männer » ums Leben, neben unbekannten Jünglingen « manche längst bewährte Helden ». Vermutlich waren ungefähr die Hälfte der Gefallenen Berner. Als Grosser und Kleiner Rat in der Aarestadt zum ersten Male nach der Schlacht wieder zusammentreten, da waren ihre Reihen stark gelichtet. Die Fehlenden lagen vor Basel. Und ein kleiner Weiler wie Oberbalm hatte nicht weniger als sechs Tote zu beklagen. Vergleichsweise mag es interessieren, dass aus Uri 35, aus Schwyz 39, aus Unterwalden 48 und aus Glarus 49 Mann bei St. Jakob geblieben sind.

Gegen 200 Verwundete, unter ihnen Leute, die aus sieben Wunden bluteten, überlebten den mörderischen Kampf. Sie hatten sich, wohl ungefähr um die Mittagszeit, nach Basel durchzuschlagen vermocht oder waren von den Ihren abgedrängt worden. Im ganzen verhielt es sich ohne Zweifel so, wie Fründ bemerkte: « Der Eidgenossen Knecht blieben fest beieinander und wollten nit fliehen noch von einander wichen; denn es wären ihrer wohl viel mehr davon gekommen, wenn sie einander nicht geruwen (gereut) hätten. »

Von den Folgen und dem Sinn der Schlacht zu St. Jakob und des Alten Zürichkrieges

Der Ausgang des Kampfes machte auf die Eidgenossen einen tiefen Eindruck, besonders auf die zunächst bedrohten Orte Bern und Solothurn. Sie hatten in Erwartung einer armagnakischen Invasion schon vor der Schlacht ihren Truppen vor der Farnsburg und vor Zürich Befehl gesandt, heimzukehren. Im Lager vor der Farnsburg traf dieser Befehl während der Schlacht ein. Als am 26. August abends die Trauerkunde von St. Jakob kam, da litt es die Berner und Solothurner nicht länger. Heim! heim! und dort zum Rechten sehn! So schlug ein jeder Schlag ihres Herzens. Sie brachen so rasch auf, dass sie das schwere Geschütz zurücklassen mussten. Die späteren Geschichtsschreiber sprachen, sei es mit Recht oder mit Unrecht, von überstürzter Eile. Eines zeigt dieses Tempo jedenfalls eindrücklich: für wie gross man die Gefahr hielt. Sie war nach menschlicher Voraussicht tatsächlich ausserordentlich; denn der Eidgenossenschaft schien etwas zu drohen, was ihr bis dahin noch niemals gedroht hatte: ein Zweifrontenkrieg.

Es war im Tagesgeschehen eine jener blitzartigen Veränderungen mit neuen, unerhörten Perspektiven eingetreten, an welchen die Geschichte und die grosse Politik reicher ist, als wir ahnen. Solche urplötzliche Wandlungen pflegen auf der einen Seite ungeheure Befürchtungen und auf der andern ungeheure Hoffnungen wachzurufen. Das war auch damals so.

*

Die belagerten Zürcher, die von der Aussenwelt nie völlig abgeschlossen wurden, vernahmen die Kunde von St. Jakob früher als die Belagerer. Wie erstaunten diese darum, als die Zürcher plötzlich mit all ihren Glocken zusammenläuteten und als

Pfeifen-, Trompeten-, Paukenschall und der Ruf über die Stadtmauer heraustönte: «Gand gen Basel und saltzent das Fleisch von denen, die da erstochen sind!»

Alles, was mächtig war, Kaiser und Reich, Österreich und Frankreich, stand auf ein und derselben Seite, auf der Zürichs — gegen die Eidgenossen. Konnten da Zürichs und Oesterreichs Sieg noch zweifelhaft sein? Der Zürcher Chorherr Felix Hemmerli, eine jener Naturen, die in den geschichtlichen Sturmzeiten ihren Ueberschuss an Seeleneifer auszutoben und aus dem Hassen einen Beruf zu machen pflegen, stellte in grimmigen Streitschriften die Schlacht von St. Jakob als ein Gottesgericht dar und sprach vom «urplötzlichen Untergang der Schweizer».

*

Was würde nun der Dauphin tun? Das schien die eidgenössische Schicksalsfrage. Zunächst gab er sein Ziel, Basel zu gewinnen, noch nicht auf. Seine Unterhändler verlangten, dass sich die Stadt dem König von Frankreich übergebe. Dann werde er ihr alle alten Freiheiten bestätigen und noch neue verleihen; falls sie aber Widerstand leiste, sie unterwerfen. Die Basler lehnten trotz der ringsum brennenden Dörfer unerschrocken ab, mahnten Bern und Solothurn zu Hilfe, und diese, die es vor einigen Wochen so eilig gehabt hatten, ihre Truppen zurückzubordern, folgten dem Rufe. Da erkannte der Dauphin, dass er auf gütlichem Wege nichts erreichen werde. Den der Gewalt einzuschlagen, das hatte er, wie wir bestimmt und selbst im einzelnen zu wissen glauben, vor der Schlacht bei St. Jakob geplant; aber jetzt wagte er das nicht mehr. Was konnte er gegen eine Stadt im eidgenössischen Bereiche ausrichten, in dem es so schwer war, ein Siechenhäuslein zu bezwingen? Nach dem Ereignis von St. Jakob hatte er ja «mit synem eigenen Munde geredet, dass er herter Volk nie gesehen hett und wollt niemer mehr wider sy stritten.»

Dieser Respekt, um nicht zu sagen, diese Furcht vor der Schweiz trug wesentlich dazu bei, den Dauphin zu einem politischen Kurswechsel zu bestimmen, vor allem gegenüber Basel, vielleicht auch gegenüber der Eidgenossenschaft. Es ist zwar nicht ganz sicher, ob er jemals beabsichtigt hat, in ihr Gebiet einzufallen. Aber sicher ist, dass er jedenfalls nach dem Kampf bei St. Jakob an der Birs keinen Augenblick mehr daran dachte. Ende Oktober 1444 schloss er zu Ensisheim mit den sieben Orten und mit Solothurn und Basel einen Friedens- und Freundschaftsvertrag ab. In diesem verpflichtete er sich ausdrücklich, «mit seinen Leuten unter keinem Vorwand in und durch die Orte, Herrschaften und Gebiete der Eidgenossen einzurücken, durchzuziehen oder zu verweilen.» Ja, er versprach sogar in einem oft übersehenen Artikel, die Eidgenossen und die beiden Städte mit den Waffen gegen gewisse Adelige zu unterstützen, falls diese in ihrer Feindschaft verharren wollten. — Was für ein Wandel! Es war, wie so oft in der Geschichte, einer ersten ausserordentlichen Verschiebung der Perspektiven bald eine zweite, nicht weniger un-

gewöhnliche gefolgt, die plötzlich wieder alles ins Gegenteil verkehrte. — Was mögen Felix Hemmerli und seine Gesinnungsgenossen, die den scheinbar endgültigen und so überwältigenden Erfolg ihrer Partei religiös verklärt hatten, gedacht haben?

*

Halten wir das unzweifelhaft Sichere hier fest: Die Eidgenossen, die im Kampf an der Birs gefallen sind, haben, nach dem trefflichen Wort eines baslerischen Geschichtsschreibers, «ohne es zu wollen und zu wissen mit ihrem Streit und ihrem Tode» Basel gerettet. Das Ereignis von St. Jakob, das mit einer Insubordination begonnen hatte, aber mit einer Heldentat abschloss, war zum Opfer geworden. Damit erwies und bewährte das Geschehnis seinen Sinn und tut das auch heute und morgen.

*

Die Schlacht bei St. Jakob entschied den ganzen Krieg, auch wenn die Zeitgenossen dies nicht so gleich wussten. — Den ganzen Krieg, d. h. den Bruderzwist und den Krieg gegen Oesterreich, in dem dieses versucht hatte, das verlorene Gebiet zurückzugewinnen. Der Bruderkrieg ist als geschichtlicher Prozess aufzufassen, in welchem das offenbar noch nicht absolut feste und sichere eidgenössische Bewusstsein sich stärkte, läuterte und seiner selbst bewusst und sicher wurde. — Falls ein Vergleich aus dem Privatleben erlaubt wäre, dürfte man beim Alten Zürichkrieg an jene Art von Freundschaften oder auch Ehen denken, in deren Ablauf es nicht überflüssig ist, dass sich der eine Partner erst ganz zum andern bekehrt und heimfindet. Dass sich Zürich heimfand, das ist mit ein Ergebnis von St. Jakob.

Im übrigen besteht kein Zweifel, dass der Alte Zürichkrieg der endgültigen Ablösung und Abkehr vom Reich innerlich sehr stark vorgearbeitet hat. Wir haben damals in verschiedenen Formen einen hohen Preis bezahlt, und wir werden das nicht vergessen.

*

Die Tat von St. Jakob ist uns Schweizern zum Sinnbild geworden für den unbedingten Willen zur Freiheit. Darum spielt unser Vaterlandslied auch auf sie an. Mehr als eine Wendung dieses Liedes mag, nüchtern betrachtet, zu hoch gegriffen sein oder sonst nicht ganz angemessen klingen; aber mindestens ein Wort, so ist mit Recht wiederholt gesagt worden, enthält in prägnanter Form eine nie zu bestreitende Wahrheit, das Wort: «*Frei lebt, wer sterben kann.*» Die Jünglinge und Männer von St. Jakob verstanden diese grosse und schwere Kunst; darum gedenken wir ihrer heute.

Dr. Arnold Jaggi, Bern.

Redaktioneller Hinweis

Im Anschluss an die vorstehende Arbeit machen wir noch auf zwei Schriften aufmerksam:

St. Jakob an der Birs und der Alte Zürichkrieg.
Berichte von Zeitgenossen. Ausgewählt und bearbeitet von Dr. Arnold Jaggi. Verlag P. Haupt, Bern. Fr. 1. 20. Auch als Realbogen Nr. 90/91 im gleichen Verlag herausgegeben.

Wie ich St. Jakob sah. Von *Hermann Schneider*. Mit Illustrationen von A. H. Pellegrini. Gute Schriften Basel Nr. 221. Juliheft 1944. Broschiert 90 Rp., gebunden Fr. 2.—.

Arnold Jaggi gibt in seinem Lese- und Arbeitsheft die geschichtlichen Tatsachen, Quellenstücke von Fründ, aus der Klingenger Chronik u. a. m. und beschränkt sich darauf, mit kurzen Hinweisen die einzelnen Abschnitte einzuleiten und die Quellenstücke miteinander zu verbinden.

Hermann Schneider dagegen gestaltet den Stoff dichterisch. Er verwertet dabei « Erinnerungen aus der Knaben- und Jünglingszeit so, dass der Knabe herauswächst aus Begriffen und Traditionen, die überwunden werden müssen und der Jüngling sich die Augen öffnen lässt für die Würdigkeit und Schönheit freiwilliger körperlicher Ertüchtigung als Vorbereitung für den Wehrdienst und der Mann aus freiem Entschluss sich einfügt in die harte Ordnung der Landesverteidigung. Als Soldat wird er

Zeuge einer Pflichttreue bis in den Tod, zu der bekanntermassen der Mann mit dem warmen Herzen viel eher befähigt ist als der Mann mit dem scharfen Verstand ». *Red.*

Bernischer Gymnasiallehrerverein

Die Mitglieder des Bernischen Gymnasiallehrervereins werden eingeladen zur

ausserordentlichen Mitgliederversammlung

auf Mittwoch den 27. September, 14.15 Uhr, im Bürgerhaus (Schützenstube), Neuengasse, in Bern.

Traktanden :

Die Ausbildung des bernischen Gymnasiallehrers.

1. Protokoll der Jahresversammlung vom 7. Juni 1944.
2. Referate der Herren Dr. Moser und Dr. Schönmann (Die Ausbildung in der Muttersprache. Haupt- und Nebenfach an der philosophischen Fakultät II).
3. Diskussion.
4. Verschiedenes.

Für den Vorstand: *Müri.*

Mitteilung des Sekretariats - Communication du Secrétariat

Der Zentralsekretär hat seine Tätigkeit wieder aufgenommen.

Le secrétaire central a repris ses fonctions.

Frauenarbeitsschule Bern

Kapellenstrasse 4 . Telephon 23461

Herbstkurse 1944

vom 4. September bis 16. Dezember (Herbstferien 2. bis 14. Oktober).

Unterricht: Im September 7-11 und 14-18 Uhr, vom Oktober an 8-12 und 14-18 Uhr, Abendkurse 19.15-21.15 Uhr.

Unterrichtsfächer: Weissnähen, Kleidermachen, Sticken, Handweben, Stricken und Häkeln, Flicken und Maschinenstopfen, Glätten, Kochen.

Nächste Kochkurse:

14. August-23. September; 16. Oktober-25. Nov.
Tageskurs: Täglich 9-13.30 Uhr, inkl. Mittagessen Fr. 185.—

Abendkurs: Montag und Mittwoch von 18.30 bis 21.30 Uhr, inkl. Abendessen Fr. 52.—

Kurzfristiger Tageskurs: (3 Wochen) 27. November bis 16. Dezember, 9-13.30 Uhr, inkl. Mittagessen Fr. 110.—

In allen Kursen pro Mahlzeit 2 Coupons.

Winterkurse 1945 in allen Fächern 15. Januar bis 24. März.

Neue Berufsklassen:

Lehrbeginn 16. April 1945.

Prospekte verlangen. Auskunft Sekretariat. Schriftlichen Anfragen Rückporto beilegen. Anmeldungen jederzeit.

Die Vorsteherin: **Frau F. Munzinger**



Auskunft durch Verkehrsbureau Schwarzenburg
Telephon 92179

Die Schwarzenburg-Bahn

führt Sie rasch und bequem in das prächtige Ausflugs- und Feriengebiet

Guggisberg, Hotel Sternen	Tel. 9 27 55
Oberbalm, Gasthof Bären	Tel. 7 41 60
Riffenmatt, Gasthof Löwen	Tel. 9 27 54
Sangerenboden, Gasthof	Tel. 52 54
Schone Ferien im Kurhaus Schwarzenbühl	
Pension Fr. 8.50 Familie Hänni	Tel. 9 27 31
Schwarzenburg, Gasthof Bahnhof	Tel. 9 21 19
Schwarzenburg, Gasthof z. Bären	Tel. 9 21 48
Schwarzenburg, zum Marktplatz	Tel. 9 22 64
Schwarzenburg, Restaurant zur Post	Tel. 9 21 36
Schwarzenburg, Gasthof z. Rössli	Tel. 9 21 44
Schwarzenburg, Gasthof z. Sonne	Tel. 9 21 23
Wahlenhütten, Kurhaus	Pension Fr. 7.— bis 7.50

Berghaus Gurnigel Passhöhe

1600 m über Meer Telephon 73030

Längeney-Bad

900 m über Meer Telephon 92940
Für schöne Ferientage. Prächtige Tannenwaldungen. Eisenbäder. Bauernschinken. Eigene Landwirtschaft
Familie Gilgen

Ottenleuebad ob Schwarzenburg

1400 m über Meer Telephon 9 27 32
ruhige, sonnige Lage, eisenhaltige Quelle, Möglichkeiten für schöne, aussichtsreiche Touren. Ab Schwarzenburg Postauto. Pensionspreis ab Fr. 9.50.



Gediegene Ferien - Wirksame Kuren!
gepflegte Küche, Pension Fr. 10.— bis 13.—.
Neu renoviert (fl. Wasser). Tel. 5264. E. Müller

SCHWEFELBERG-BAD, Gantrisch

Neue Kurse
für Handel, Verwaltung, Verkehr, Sekretariat, beginnen am
18. Sept. und 26. Okt.
Diplomabschluss
Stellenvermittlung
Handels- und Verkehrsschule
BERN
jetzt Schwanengasse 11
Telephon 3 54 49
Erstkl. Vertrauensinstitut
Gegründet 1907
Diplom. Handelslehrer
Verlangen Sie Prospekte

Jeder Lehrer

verlange in seinem Interesse Prospekte und Preislisten über Materialien und Werkzeuge für Handfertigkeitsunterricht - Freizeit-Werkstätten, Liebhaberarbeiten und Flugmodellbau von

Zaugg & Cie., vorm. Otto Zaugg, Werkzeuge und
Maschinen, Eisenwaren

84

Kramgasse 78, beim Zytglogge, Telephon 2 31 65, **Bern**

Gegründet 1903

Besuchet den einzigartigen

Blausell
Station
der Lötschbergbahn
Das Kleinod der Berner Alpen.

Hanna Wegmüller

Bundesgasse 16, Bern. Telephon 3 20 42

195

Das gute Spezialgeschäft für Sanitätsartikel und Parfümerie

Buchbinderei

Bilder-Einrahmungen

Paul Patzschke-Kilchenmann

Bern, Ferd. Hodlerstr. 16, Tel. 31475
(ehem. Waisenhausstrasse)

84

Flüchtlinge leiden Not -



hilf auch Du!

Schweiz. Sammlung
für die Flüchtlingshilfe 1944

Postcheck: Bern III 16741

Bieri-Möbel

Aus unseren Werkstätten kaufen Sie nur **gute** Handwerks-Arbeit. Ständige Eschöne Ausstellung. — Ab Lager auch preiswerte Serienmöbel. Ein Besuch wird es Ihnen beweisen.

Rubigen
BEI BERN
TEL. 7 15 83

Herr Lehrer!
Wir zeigen Ihnen gern, warum gerade **UNIC**, die Rasiertrubine, in Lehrerkreisen so beliebt ist.
PROSPEKT, PROBE
ELECTRAS BERN
Marktgasse 40

Thun

Hotel Blaukreuzhof
Alkoholfreies Restaurant

empfiehlt sich Schulen und Vereinen. Telephon 2 24 04.

180

Kein Trinkgeld.

Privatschule sucht

Stellvertreter(in)

für vorwiegend mathematische Fächer, vom 28. August bis 29. September. Eventuell nur morgens. Eilofferten unter Chiffre **OFA 3436 B** an **Orell Füssli-Annoncen AG, Bern**

235

Ausdauer wird belohnt!

Vreneli hat heute sogar eine grosse Spaliere-Birne bekommen, weil sie ihre Aufgaben beharrlich ausgeführt hat.

Genau so wird—früher oder später—auch Frau Fortuna **Ihre** «Seva-Ausdauer» belohnen! Die Möglichkeiten sind jaso gross: 22369 Treffer im Werte von Fr. 530000, wovon die grössten auf **Fr. 50 000, 20 000, 2 x 10 000, 5 x 5 000, etc., etc....** lauten.

Jede **10-Los-Serie** enthält—Achtung—mindestens 1 Treffer und 9 übrige Chancen.

1 Los Fr. 5.— plus 40 Rappen für Porto auf Postcheckkonto III 10026. Adresse: Seva-Lotterie, Marktgasse 28, Bern.

**Jetzt heisst's aber
pressieren, denn Ziehung
schon in 8 Tagen, am**

2. SEPT.!

